

## Nachrufe

Franz Babinger

15. 1. 1891 – 23. 6. 1967

Franz Babinger, o. Professor für Geschichte des Nahen Orients und Turkologie an der Universität München, o. Mitglied unserer Akademie seit 1954, starb am 23. Juni 1967 am Strand von Durazzo als Gast der Universität Tirana. Völlig unerwartet riß ihn der Tod aus einem Leben, das trotz seiner Fülle immer noch versprach. Geboren am 15. Januar 1891 in Weiden in der Oberpfalz studierte er zunächst Indologie in München, vorab bei E. Kuhn. Wie für so viele seiner Altersgenossen wurde auch für ihn der erste Weltkrieg zum entscheidenden Erlebnis. Seine Erfahrungen und Abenteuer bei der deutschen Militärmission in der Türkei lehrten ihn dieses Land und seine Kultur lieben, und so wurden die türkischen und osmanischen Studien nun Inhalt seines Lebens. Schon 1921 habilitierte er sich in Berlin, gefördert von C. H. Becker, für Islamkunde. 1924 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt, die für ihn immer die Alma Mater schlechthin blieb. 1934 wurde er durch das damalige Regime seines Dienstes enthoben. Er ging ins Ausland und fand neue Möglichkeiten zu Lehre und Forschung an den rumänischen Universitäten Jassy und Bukarest. 1948 erhielt er den neugegründeten Lehrstuhl seines Faches an der Universität München.

Es ist ohne Zweifel mit Babingers Verdienst, die deutsche Orientalistik, die bis dato stark an der Semitistik orientiert war, mit Nachdruck auf die turkologischen und osmanistischen Studien hingewiesen zu haben. Er selbst leistete nicht nur den Hinweis sondern auch wichtige Beiträge. Erwähnt sei hier nur sein Handbuch „Die Geschichtsschreiber der Osmanen und ihre Werke“ aus dem Jahre 1927. Dadurch daß er sehr rasch die Schätze der italienischen und insbesondere der venezianischen („venedischen“) Archive für die Geschichte des Osmanenreiches

und des gesamten östlichen Mittelmeerraumes erkannte, diese Archive in ständig wiederholten Reisen durchforschte, gelangen ihm Einsichten in die verworrenen und versponnenen diplomatischen Querverbindungen zwischen Ost und West, die Aufhellung von Hintergründen macht- und personalpolitischer Natur und damit die Erkenntnis eines merkwürdigen „Byzance après Byzance“, wie man es sich vordem nicht hatte vorstellen können. Sein „Mehmed der Eroberer“ (1953) zog einen ersten Schlußstrich unter diese Forschungen, – ein Buch, das sich wie ein spannender Roman liest, ja in seiner satten Stofflichkeit jeden sogenannten historischen Roman weit hinter sich läßt – das fantastische Portrait einer fantastischen Epoche. Das Buch basiert auf stupender Kenntnis des Materials, wobei der Verfasser den Mut bewies, seine entscheidenden Quellen da zu suchen, wo sie ihm zu liegen schienen, und nicht da, wo nationales Selbstbewußtsein behauptete, sie müßten hier gefunden werden. Das hat ihm, wie so oft, Feinde gemacht, – aber dies focht ihn, scheinbar, wenig an.

Franz Babinger war immer mehr an Persönlichkeiten, als an sachlich-abstrakten Fakten interessiert. Das prädestinierte ihn geradezu zum Historiker seines eigenen Faches, zum Porträtisten oft ein wenig skurriler, eigenbrötlicher und doch fast genialer Menschen, die sich in einer behäbigen Umwelt unterstanden, „da hinten“ in der Türkei, bei Leuten mit Harem und Turban zu suchen und zu forschen, zu leben und zu erleben. Babinger entwickelte dabei ein kongeniales Talent des Sicheinfühlens und einen sechsten Sinn für genealogische Fragen im Sinne der Erkenntnis von Substrukturen historischer Verhältnisse, ohne darüber diese Verhältnisse selbst zu vernachlässigen. Hans Dernschwam, Johannes Darius, Johannes Lewenklaw, Robert Bargrave und viele andere feierten durch Babingers Feder fröhliche Urständ. Geradezu burleske Berichte über Reliquienhandel, Aberglauben, Abenteuerlust und Renegatenmoral untermalten die historischen Porträts und kolorierten die Kulturgeographie einer Landschaft, der mit nordischer Sachlichkeit allein nicht beizukommen ist.

Mit Babingers Tod hat sein Fach eine Gründerpersönlichkeit verloren – eine Persönlichkeit unter allen Umständen. Diese Persönlichkeit war nicht selten umstritten, – kein Chronist hat das

Recht, diese Tatsache zu verschweigen. Aber vielleicht waren es nur wenige, die ihn wirklich kannten. Er war nicht nur ein großer Gelehrter, er war auch gütig und hilfsbereit, er ließ gelten und ließ leben. Dies alles lag nicht an der Oberfläche und die Streiche, die ihm sein eigenes Temperament spielte, taten ein übriges. Er liebte die Provokation, und mancher mochte glauben, er liebe sie um ihrer selbst willen. Aber seine Provokation war immer der Ausdruck seines innersten Wunsches nach Kommunikation, nach einer Antwort, Ausdruck seiner Einsamkeit. Wer ihm antwortete, besonders wer ihm stilgerecht antwortete, konnte auf ihn rechnen – auf seine Achtung, seine Hilfe und selbst auf sein schwer zu erringendes Vertrauen. Er war ein Mensch, nichts Menschliches war ihm fremd, schon gar nicht echte Menschlichkeit. Sein Tod ist ein Verlust, weil nichts Mittelmäßiges mit ihm verloren ging.

Hans-Georg Beck